



Johann Heinrich Pestalozzi

Gemälde von F.G.A. Schöner. Im Besitze der Zentralbibliothek Zürich

Nr. 2 Preis 40 Rp.

Zofingen, 9. Januar 1946. 35. Jahrgang.
Erscheint Mittwochs.
Druck und Verlag Ringier & Co. AG., Zofingen

«Ich bin durch mein Herz, was ich bin»

Zur zweihundertsten Wiederkehr von Heinrich Pestalozzis Geburtstag am 12. Januar 1946

Tröstlich und verheißungsvoll steht über dem ersten Jahreswechsel nach dem furchtbarsten aller Kriege der Name Heinrich Pestalozzi — tröstlich für eine Menschheit, die erfahren hat, welch eines Maßes von Unmenschlichkeit das zwanzigste Jahrhundert nach der Geburt Jesu Christi fähig war, verheißungsvoll für ein Zeitalter, das den verlorenen Glauben an den Menschen erst wieder zurückgewinnen muß. Nicht allein Pestalozzis Heimatland, der ganze Erdkreis wird am 12. Januar des größten Pädagogen aller Zeiten gedenken; und wer ihn wirklich kennt, der wird in ihm, wie dies bei Anlaß seines hundertsten Todestages von berufener deutscher Seite geschehen ist, den «echten Sohn der Schweiz» erkennen und damit Pestalozzis Vaterland an seinem Nachruhm teilnehmen lassen. Tatsächlich hat sich die Schweiz durch zwei äußerlich voneinander unabhängige, innerlich aber durch denselben Grundgedanken miteinander verbundene Schöpfungen der helfenden Liebe die Achtung und den Dank der ganzen Welt erworben: durch das Rote Kreuz und durch das Werk von Heinrich Pestalozzi. Auf der Höhe seines wechselvollen Lebens erklärte Pestalozzi einem seiner besten Freunde und tatkräftigsten Förderer, dem ehemaligen helvetischen Minister Stapfer, der Baum, den sie beide gepflanzt, werde seine Aeste ausbreiten und die Völker der Erde ohne Ausnahme unter seinen Schatten rufen. Ihm selbst erschien dies wie ein Wunder, denn kein Mensch auf Erden war nach seiner eigenen Ueberzeugung zu diesem Werk unfähiger als er; ihm fehle alles, was dazu erforderlich sei: ungeheuer viel Geld, ein ruhig überlegender und abwägender Verstand, philosophische Kenntnisse, Sinn für Oekonomie — was er erreicht habe, «das tat die Liebe — sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut».

Der reine Glockenton der Liebe als der Grundkraft aller Erziehung schwingt durch Pestalozzis ganzes Werk hindurch, und keine Zeit war so begierig und bereit, ihn zu vernehmen, wie die unsere. Auch wir «sind gewarnt, wie die Menschheit selten gewarnt worden ist», wie er im Schicksalsjahr 1815 dem durch Revolutionen und Krieg erschöpften Europa zurief. Wir haben es mitansehen müssen, wie der sich über sich selbst erhöhende Staat auch die ehrwürdigste Form menschlicher Gemeinschaft, die Familie, mißbrauchte und zersetzte, und wir verstehen es deshalb besser als je, daß Pestalozzi das «Heiligtum der Wohnstube», das Reich der Mütter vom Schläge seiner Gertrud, der Frau des Dorfmaurers Lienhard, zum Urgrund aller Erziehung machte, daß auch die Schule für ihn «nichts ist, nichts sein kann und nichts sein soll als Nachhilfe für das, was Vater und Mutter an ihren Kindern tun wollen» und — so fügen wir hinzu — nicht ganz allein tun können, weil ihnen für diesen Teil der großen Aufgabe des Erziehers die Befugnis fehlt. In mütterlich-hilfsbereitem Erbarmen neigte sich Pestalozzi — auf dem Neuhof und im Waisenhaus von Stans vor allem — zu den Kindern der Aermsten nieder; er legte damit den Grundstein zu dem großen Werk der Menschenliebe, das heute als öffentliche und private Jugendfürsorge eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet. Und doch mißversteht ihn, wer in ihm nur den Befürworter einer Pädagogik der gewährenden Liebe sieht. Nicht die blinde — die sehende Liebe ist, wie er betont, das Wesen der Erziehung. Mit der Mutterliebe muß die Vaterkraft zusammenwirken, und das Ziel der Erziehung ist nicht das ewige Kind, das immer noch auf die Hilfe anderer angewiesen ist und immer noch die Hilfe anderer in Anspruch nimmt — es ist der selbständige reife Mensch, der andern helfen kann, weil er sich selbst zu helfen weiß. Zweimal in seinen Schriften bekennt sich Pestalozzi zu der bitteren Erfahrung seines Lebens, daß dem Menschen auf Gottes Boden niemand helfe und niemand helfen könne, wenn er sich nicht selbst zu helfen vermöge. Das Beste, was man für einen Menschen tun könne, sagte er, sei, daß man ihn lehre, es selbst zu tun; auch für die Erziehung komme einmal der Augenblick, da sie sagen könne und sagen dürfe: «Du bist erzogen — hilf dir selber!»

Für das wirkliche Leben, so, wie es ist, nicht für eine bloß erträumte Welt, will Pestalozzi — will auch die Gegenwart — den jungen Menschen erziehen. Pestalozzis undogmatisches Christentum gründet sich auf die Gewißheit, daß Gott «die nächste Beziehung der Menschheit» ist. Aber «der Gott der Liebe hat die Liebe an die Ordnung der Erde gebunden, und wer für das, was er in der Welt sein will, nicht in der Ordnung ist, der ist auch für die Liebe Gottes und des Nächsten in der Welt nicht in der Ordnung». Und die Erziehung durch die Wohnstube und durch die Schulstube hat kein höheres Ziel als dies: sie soll den jungen Menschen mündig machen für den Dienst an den Mitmenschen, die seiner bedürfen, und damit zu-

gleich für die höchste aller Schulen, in der auch der Erwachsene nie angelernt hat — für die Schule des Lebens selbst: «Das Leben bildet und das bildende Leben ist nicht Sache des Wortes, es ist Sache der Tat.» Die Erziehung eines Menschen erscheint Pestalozzi als das Ausfeilen eines Gliedes an der großen Kette der Menschheit — sie ermöglicht daher nicht allein das Gedeihen des einzelnen, sie fördert zugleich immer auch das Wohl des ganzen Menschengeschlechts. Und daß die Menschheit keiner anderen Hilfe dringender bedürfe als einer kraftvoll-menschlichen Erziehung, ruft Pestalozzi auch unserem Jahrhundert zu:

«Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung, als durch die Bildung der Menschlichkeit, als durch Menschenbildung.»

Wenn sein gedankentiefstes, unvollendetes Werk: «Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts» nicht so schwer verständlich wäre wie keine andere seiner Schriften und wie wenige philosophische Werke überhaupt, wäre ihm heute eine besondere Aktualität gewiß. Darin begleitet Pestalozzi das Menschengeschlecht im Aufstieg von seinem «naturhaften» oder «tierischen» Zustand über den «gesellschaftlichen» bis hinauf zur «sittlichen», der noch in ferner Zukunft liegenden höchsten Lebensform. Auf der tierischen Stufe lebt der Mensch allein sich selbst, seinen Trieben und Gelüsten; auch im «gesellschaftlichen» oder «bürgerlichen» Zustand, im staatlichen Leben vor allem, bleibt er, was er im tierischen gewesen ist, wenn nicht sittliches Recht und Gesetz das Staatsleben durchdringen und die Zivilisation zur Kultur veredeln. Weder Gesetzgebung noch gewaltsamer Umsturz, nur der sittliche Wille erhebt den Menschen über seine tierische Natur und legt damit den Grund zu «Menschenwohl und Menschenrecht», dem Zweck und der Voraussetzung des Staates. Denn über dem Staatsbürger steht der Mensch — und wann hätte Pestalozzis Mahnruf willigeres Gehör gefunden als heute:

«*Laßt uns Menschen werden*, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können und nicht durch Unmenschlichkeit zur Unfähigkeit des Bürgersinns und durch Unfähigkeit des Bürgersinns zur Auflösung aller Staatskraft, in welcher Form es auch immer geschehe, versinken!»

Kein Zeitalter hat Pestalozzis Geist der helfenden Menschenliebe nötiger gehabt als das unsere; nie sind die Leitgedanken seines Lebenswerkes zeitgemäßer gewesen, als sie es heute sind. Dennoch gilt die Feier der zweihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages nicht allein dem großen Erzieher und pädagogischen Schriftsteller, sie gilt nicht weniger dem Menschen, der in seinem «zertretenen Dasein» den Glauben an den Menschen wie ein heiliges Feuer hütete und trotz allem Ungemach und Unrecht, das ihm selbst geschah, nicht mutlos und nicht bitter wurde, sein eigenes Wort bestätigend: «Wer etwas wert ist, den machen Erfahrung und Unglück besser.» Sein von Mißerfolgen, Enttäuschungen und Kränkungen überschattetes Leben schenkte ihm ein großes Glück: es ließ ihn an sich selbst erfahren, daß es der Menschennatur gegeben sei, «durch Liebe die Kräfte des Menschen in sich zum Dienste seiner Mitmenschen zu vereinigen.» Er wußte es und gab es gerne zu, daß er ein Mensch mit menschlichen Schwächen war und daß nicht alles, was er schrieb und sagte, vor der Zukunft werde bestehen können. Aber als sich der achtzigjährige Einsiedler auf dem Neuhof in seinem «Schwanengesang» vom Ertrag seiner Lebensarbeit Rechenschaft ablegte, da durfte er diese letzte, schönste seiner Selbstbetrachtungen in die getrosteten Worte ausklingen lassen:

«Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in euch selber gereift, so setzt es zu dem, was ich euch in Wahrheit und Liebe zu geben versuchte, in Wahrheit und Liebe hinzu und werfet wenigstens das Ganze meiner Lebensbestrebungen nicht als einen Gegenstand weg, der, schon abgetan, keiner weiteren Prüfung bedürfe. Er ist wahrlich noch nicht abgetan und bedarf einer ersten Prüfung ganz sicher, und zwar nicht um meiner und um meiner Bitte willen.»

Pestalozzis Lebenswerk ist für uns nicht abgetan, nicht bloß ein Stück Vergangenheit geworden — es ist lebendigere Gegenwart als je.

MAX ZOLLINGER



Jetzt, da die Welt von Krieg und Haß genesen soll, hat sie Pestalozzis Geist der helfenden Menschenliebe nötiger als je. Doch auch im Frieden unseres kleinen Landes ist das Lebenswerk des großen Menschenfreundes lebendige Gegenwart geblieben, wie es das Schicksal dieses schweizerischen Vaters zeigt, der hier sein jüngstes Kind im Schoße hält und an den Köbi, seinen Aeltesten denkt, den er im vorletzten Sommer freiwillig in fremde Pflege gab. Nach spielt die kleine Hedwig mit dem Umschlag von Köbis letztem Brief, den uns ihr Vater eben reichte, und jetzt spricht dieser vor sich hin, mehr zu sich selbst, denn zu uns: «Ich gäbe ihn nicht wieder her. Wie oft hat er mit mir an diesem Tisch gesungen...!» Wir haben den Jakob in seinem neuen Heim besucht. Es geht ihm gut, viel besser als es ihm in dieser engen Stube, in der noch heute sieben Menschen hausen, je hätte gehen können. Doch ob er je mit seinem Pflegevater so ganz von Herzen singen kann, wie er hier einst an diesem Tisch mit seinem Vater sang? Und doch — eine Lehre Pestalozzis ist an dieser Schweizer Familie zur Tat geworden, wie wir auf Seiten 10 und 11 in dieser Nummer schildern.

(Aufnahme Paul Senn)



So fing Vater Rupplin sein Lebenswerk an: Im bündnerischen Felsberg nahm er in einer ehemaligen Glockengießerei verwahrloste Kinder auf und bot ihnen ein Heim. Als ihm immer mehr Kinder zuströmten, mußte er eine Schule schaffen. Es war kein Gebäude dafür vorhanden und so richtete er sich in einem ausrangierten Eisenbahnwagen ein.

Vater Rupplin - ein Pestalozzi unserer Zeit

Alle Reden, alle Gedenkfeiern, alle Pestalozzi-Zitate vermöchten wenig zu nützen, wenn man denken müßte, daß der Geist Pestalozzis in unseren Jahren gestorben sei. Das steinerne Denkmal ist nichts, wenn die lebendige Nachfolge fehlt. — Unendlich wichtig ist es deshalb, heute, im Gedenkjahr Pestalozzis, sich der Menschen zu erinnern, die den Geist Pestalozzis in sich tragen und die seiner tatkräftigen, praktischen Menschenliebe nachleben. — Ein solcher Mann ist «Vater Rupplin», der Gründer der Kinderheime «Gott hilft». — Dreißig Jahre ist es nun her, seit er, ein mittelloser Heilsarmeeoffizier, sich der Not armer, verwahrloster Kinder erbarmte und im bündnerischen Felsberg eine ehemalige Glockengießerei zum Kinderheim umgestaltete. Mit zwei Kindern fing er an; er und seine Frau

besaßen gar nichts, waren völlig auf Schenkungen angewiesen, aber in ihrem großen Vertrauen wurden sie nicht getäuscht. Von allen Seiten flossen ihnen Gaben zu, und in kurzer Zeit konnten sie das von ihnen gemietete Gebäude mit Kindern füllen. Kinder aus ärmsten Verhältnissen trafen ein, heimatlose Geschöpfchen, die niemanden und nichts besaßen, und solche, die aus ganz zerrütteten Familien stammten und vom Leben nur die dunkelsten Seiten kannten. Vater Rupplin wollte alle aufnehmen, doch fehlte es ihm bald an Platz. Eine Scheune mußte dazu gemietet werden, ein Wohnhaus und endlich auch ein altes Landgut in Zizers. Nein, einfach ging das nicht, und Vater Rupplin erlebte schwere Zeiten. Doch immer wieder fanden sich mildtätige Menschen, immer traf Hilfe zur rechten

Zeit ein. Sein Gottvertrauen fand stets neue Bestätigung. — Heute ist aus dem ersten Kinderheim «Gott hilft» die «Stiftung der Kinderheime Gott hilft» geworden, und elf Helme, über die ganze Schweiz verteilt, gehören dazu. Mehr als dreihundert Kinder haben ein sonniges, trauliches Zuhause gefunden, und sie werden betreut von neunzig Mitarbeitern, Helfern und Praktikanten, die sich freiwillig und begeistert in den Dienst der Sache stellen. Sie sind — so heißt es in den Aufnahmebedingungen — «Dienendes, nicht Angestellte; sie arbeiten ohne Gehalt, freiwillig. «Wer also zu dienen und dabei zu lernen willig ist, ist bei uns willkommen.» Eine große, schöne, wahrhaft aufbauende Arbeit wird in diesen Heimen geleistet, und wer mit Vater Rupplin spricht, ist tief beeindruckt von diesem Lebensbild eines gläubigen, vertrauenden Mannes. Und immer wieder muß man an den Armevater von Stans denken, denn, wie er, möchte auch Vater Rupplin sagen: «Zu meinem Lebenswerk war niemand unfähiger als ich, ich benötigte ungeheures Geld und hatte nicht einmal geheures, aber wie das Vöglein vom himmlischen Vater unerwartet seinen Bedarf zugebrockelt bekommt, so ward auch mir das Nötige. — Nicht umsonst heißt es ja auch unter der Südtüre des Zizerser Heimes, durch die so viele Kinder ein- und ausgehen: «Sehet die Vögel unter dem Himmel an...» Irene Gasser.



Die «Schulstube» im Eisenbahnwagen Für den Anfang schenkte die Stadt Zürich Vater Rupplin abgenutzte Schulbänke. Nein, auch der Pestalozzi unserer Zeit hatte es nicht leicht. Doch immer wieder traf Hilfe zur rechten Zeit ein.



Und so sieht es heute aus: In Zizers, wo sich die Zentralverwaltung der Kinderheim-Stiftung «Gott hilft» befindet, stehen drei Familienheime, in denen insgesamt 130 Kinder mit ihren Hauseltern wohnen. Alle drei Heime haben einen eigenen Kindergarten sowie eigene Heimschulen, bestehend aus drei Primar- und einer Sekundarabteilung. Daneben aber gibt es noch acht andere «Gott hilft»-Kinderheime, die über die ganze Schweiz verteilt sind.



Alle «Gott hilft»-Heime sind nach dem Familienprinzip gegliedert. Zwölf bis vierzehn Kinder bilden mit ihren Hauseltern zusammen eine Familie und wohnen in eigenen Wohn-, Spiel- und Schlafzimmern. Damit wird eine der wichtigsten Forderungen Pestalozzis erfüllt; der immer wieder betonte, «die Anstalt müsse das Vorbild echter Häuslichkeit sein». (Photos Theo Frey)



Das ist Vater Rupplin mit seinen Kindern.

Vor dreißig Jahren sammelte er arme, verwahrloste Geschöpfchen um sich, um ihnen eine Heimat zu bieten. Er besaß gar nichts — nur ein unerschütterliches Vertrauen. Und dieses Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Von allen Seiten flossen ihm Gaben zu, überall wurden Menschen mit Herz auf sein gutes Werk aufmerksam und unterstützten ihn. Und heute kann er über dreihundert Kindern ein sonniges Zuhause schaffen.

«Das, was die Eltern die Kinder lehren, ist und bleibt immer die Hauptsache für das menschliche Leben...»

Heinrich Pestalozzi

Pestalozzi hat eine ewige Wahrheit in schlichte Worte gekleidet — eine Wahrheit, von der sich auch der moderne Fürsorger leiten läßt, wenn er eine in Not und Elend geratene Familie zu retten versucht. Es wäre oft einfacher, eine solche Familie kurzerhand ganz auseinanderzureißen und die Kinder in Pflege zu geben. Doch da auch die besten Pflegeeltern den Kindern nie das sein können, was ihnen in einer gesunden Familie die Eltern sind, wird meist unendlich viel mehr gewonnen, wenn es dem Fürsorger gelingt, der Familie nicht nur die wirtschaftliche Existenzgrundlage zu verschaffen, sondern sie, wo nötig, auch zur Gesundheit zu erziehen. Es ist ein verantwortungsschweres Amt, das ein Fürsorger damit übernimmt, und wenn er ihm vor Gott und Menschen gerecht werden will, dann muß er den Geist Heinrich Pestalozzis in sich tragen.

Wir haben unlängst einen kantonalen Armeninspektor — wann wird diese häßliche Bezeichnung überall durch eine passendere ersetzt? — auf einem Gang über Land begleitet. Es galt, eine vor allem durch des Vaters Schuld verelendete kinderreiche Tagelöhnerfamilie in einem abgelegenen Voralpentale zu betreuen. Was wir sahen, hat uns erschüttert, doch was wir erlebten, gab uns die Gewißheit, daß die Lehren Pestalozzis auch in der Armenbetreuung schöne Früchte tragen. Paul Senn hielt Gesehenes in Bildern fest, und wir schildern auf diesen Seiten in Worten wahrheitsstreu Erlebtes. Einzig der Familienname ist verändert. Da wir den richtigen verschweigen wollen und es leider in unserem Land noch ungezählte ähnliche Familien gibt, nennen wir die unsere «Familie Schweizer».

Die Redaktion.



In diesem alten Bergbauernhaus bewohnt die Familie Schweizer eine einzige kleine Stube (Fenster im Kreis). In der winzigen Küche hat neben dem Herd kein Tisch mehr Platz. Kaum zwanzig Quadratmeter mißt in allem das «Heim», in dem auch heute noch sieben Personen leben. Schon mehrmals ist das eine oder andere der Kinder über die steile, ausgetretene Treppe heruntergefallen, und es ist ein Wunder, daß keines dabei ernstlich zu Schaden kam.



In ernstem Gespräch sitzen sich in der Stube der Armeninspektor und der Vater der kinderreichen Familie gegenüber und beraten gemeinsam die nächsten Rettungsmaßnahmen. Nur zögernd willigt der Vater schließlich ein, noch ein viertes seiner Kinder in Pflege zu geben und verspricht, sich zu halten, damit er nicht auch noch die vier andern weggeben muß. «Du heuchelst dich nicht so leicht!», fährt er nun zu: «Du sprichst ihm der Inspektor aufmunternd zu.»



Hedwig, die jüngste, sollte um diese Zeit schlafen. Nur tagsüber hat sie das Bettchen für sich, denn für die fünf Kinder und ihre Eltern müssen zwei Kinderbetten und ein wackeliges Strohsackgestell als Schlafstellen genügen. Der Inspektor verspricht, für ein gutes, breites Bett zu sorgen und der Frau Pfarrer zweihundert Franken für Kinderkleider zu bewilligen. Es ist ihm nicht entgangen, daß die kleine Hedwig weder Hemdchen noch Höschen unter ihrer Röckchen trägt.

Wir gehen mit einem Fürsorger über Land

Es kam so, wie es kommen muß, wenn ein junger, liederlicher Schmied, der mehr die Wirtshäustische denn seinen Amboß klopft, ein noch jüngeres, unerfahrenes Mädchen zur Frau nimmt. Die Kinder kamen fast so rasch wie die Jahre, und schließlich waren es ihrer acht. Ihr Vater fuhr im alten Geleise weiter, nahm Arbeit von den Bauern an, verlangte erst das Geld und ließ, wenn es verbubelt, die Arbeit ungetan. So mußte er schließlich sein Gewerbe aufgeben, nahm Arbeit an beim Straßenbau, vertrank den Lohn und ließ die Kinder darben. Wohl griff die Armenbehörde ein, doch

fruchteten Ermahnungen und Drohungen wenig, und als er merkte, daß er zur Sicherung der Seinen einen angemessenen Teil des Lohns abtreten sollte, verließ er gleich die Arbeitsstelle und lungerte daheim umher. Und als vor etwa Jahresfrist ein Inspektor der kantonalen Armenbehörde den Fall übernahm, da waren sich die Eltern Schweizer einig, von ihren acht Kindern weg zu scheiden... Daß sie es bleiben ließen, ist das Verdienst des Inspektors. «Es war ein Fall, der völlig trostlos schien», so schilderte er uns sein Wirken. «Die ganze Familie lebte in schlimmster Armut, die Kinder waren völlig verwahrlost, seit Wochen ungewaschen und verlaust. Der Ruf der Eltern war derart, daß er jede Maßnahme, selbst die der Versorgung des Vaters in eine Besserungsanstalt, gerechtfertigt hätte. Doch wir entschlossen uns zum Rettungsversuch.» Zuerst mußte, das lag auf der Hand, die Familie verkleinert werden, bevor von weiteren Unterstützungen die Rede sein konnte. Man hätte Grund zu Zwangsmaßnahmen gehabt, doch schließlich gaben die Eltern nach ihrem ersten Sohn auch noch die beiden ältesten Töchter freiwillig in Pflege. Sie selbst erhielten, und zwar in einer Sprache, die sie wohl verstehen, eindringliche letzte Mahnungen über Lebensführung, Elternpflicht und Haushaltung. «Ich bin gespannt auf den Erfolg», erklärte uns der Inspektor, als wir mit ihm talaufwärts schritten. Von seinem Ausmaß hängt nun ab, ob wir den Versuch noch weiter führen, oder aber alle Kinder in Pflege geben und mindestens den Vater versorgen.»

(Fortsetzung auf Seite 21)



«Me het mir nüt gseit dervo!» Mehr hatte der greise, kranke Großvater zuerst nicht zum Sanierungsplan zu bemerken, den ihm der Inspektor im Namen der vier stämmigen Söhne unterbreitete, die verlegen und schuldbehaftet am Fußende des Krankenbettes standen. In dieser Stube gilt noch uraltes, bäuerliches, fast möchte man sagen biblisches Vaterrecht, und mag auch der jüngste der Söhne über 35 Jahre zählen und Bauer auf eigenem Hofe sein, so gehorcht doch noch jeder dem alten, vom Schlag gelähmten Vater. Aber im Armeninspektor haben sie einen guten Anwalt gefunden, und schließlich nimmt der Vater den offerierten Stumpfen an — es ist wie ein Handschlag. Er wird seinem Sohn Christian das verpachtete Gütchen verkaufen, dieser wird es Alfred verpachten und die Armenbehörde bürgt für den Zins. «s isch rächt so!» bekräftigte schließlich der Gelähmte, als ein dritter seiner Söhne verspricht, eine Nutzkuh zur Familiensanierung beizusteuern. «I han am Alfred nie viel Gfreuts gha, weder wenn er sich zgrächtem cheere sött, so wott ig ihm nid davor stah.»



Sechs Paar Schuhe und ein Monatseinkommen beharren, bis sich der Vater die schweren Werk im winterlichen Bergwald nicht an den Arbeitstagen. Eben hat auch die Mutter die Reihe. Manch ein Buttermärkli wird ungenutzt werden können, wenn auch ihre Füße nicht...

Aufnahmen
von Paul Senn,
Bern



Es geht um die
Zukunft dieser
Kinder

Die Mutter hat sie herausgeputzt, so gut es eben ging, denn sie wußte um den Besuch des Inspektors. Heinrich, der älteste der fünf, soll noch in Pflege gegeben werden. Nicht daß ihn die Eltern gern los wären, aber sie wissen, daß es zu seinem Nutzen geschieht. Die andern vier — den kleinen Hansrudi, die schüchterne Martha, die so ängstliche Rosmarie und Hedwig, die jüngste auf Mutters Arm — wollen sie dann selber zu wärgigen Menschen erziehen, sobald sie das Pachtland bebauen können. «Dann habe ich auch Brot, Kartoffeln, Gemüse und Milch für sie», plant zukunftsbejahend ihr Vater.

Diese drei Kinder leben
außerhalb
des Elternhauses



von hundertfünfzig Franken... Wie vieles mußten alle entbehrliche Schuhe kaufen konnte, ohne die er seinem harten Tagelohn für die Holzschuhe erhalten, und nun wären die Kinder an der nutzt verfallen und kaum ein Fleischcoupon wird eingelöst diesen Winter neu beschuht werden sollen.



Die zehnjährige Margareta fand ein Heim bei der Schwester ihrer Mutter, mit deren eigenem Kind sie ihr Zimmer teilt. Auch als Pflegekind wächst sie in einer recht bescheidenen Umwelt auf, denn der Pflegevater ist Melker. Die kleine Wohnung ist aber tadellos in Ordnung gehalten und die ganze Atmosphäre ist für das Gedeihen eines Kindes hier unvergleichlich besser als in der düsteren, schmutzigen Einzimmerwohnung der Eltern. «Es ist willig und arbeitsam, unser Grilla», rühmt die Pflegemutter, die es ganz so hält, als ob es ihr eigenes Kind wäre.



Der fünfzehnjährige Jakob ist seit zweieinhalb Jahren bei einem Bauern und ist selbst ein richtiger Bauer geworden. «I han ne mordsgärn», bekennt die Pflegemutter und berichtet stolz, daß er in seiner Klasse der Zweitbeste sei, obschon er selten Hausaufgaben mache. Er sei eben ein Gescheiter und gäbe ein guter Bauer. Es sei eine wahre Freude, den Kobi im Stall mit den Kühen umgehen zu sehen. Und mit seiner Kaninchenzucht habe er schon etliche Franken verdient und sie zur Sparkasse getragen. «Ja, unser Kobi...»



«Es ist ein wildes Kind, das Hanneli», erzählt die Pflegemutter des zweitältesten Mädchens. Es sei jetzt noch in der Schule und komme erst so gegen den Mittag heim. — Gut eingepackt, ein Gesicht wie Ankers «Erdbeermarkli», kam Hanneli den vereisten Feldweg der Schmiede zu, wo es jetzt wohnt und in Pflege ist. — Es hat ein großes schönes Zimmer, ein sauberes Bett und eine Kommode voll von Kleidern. «Komme, ich will dich noch etwas kämmen, bevor man dich draußen an der Sonne abkonterfeit.»

Ein Amtsvormund sucht seine Mündel auf

Frühmorgens schon ist er an der Arbeit, geht von Pflegeplatz zu Pflegeplatz, sucht seine Schützlinge auf und betreut sie, als ob es seine Kinder wären.



Wie Vater und Sohn, so schreiten Amtsvormund und Mündel nebeneinander einher. Der Vormund hat den Buben aus der Schule geholt und hat sich auch gleich noch beim Lehrer erkundigt, wie der Toni sich halte und wie er seiner Meinung nach an seinem Pflegeplatz gehalten werde. Auch der Lehrer wußte in diesem Fall nur zu rühmen, wie zuvor schon der Kreis-Armeninspektor, der Ortspfarrer und ein Mitglied der Armenbehörde aus der Gemeinde. Unangemeldet klopft der Amtsvormund bei den Pflegeeltern an und wird sogleich in das Zimmer seines Mündels geführt. Er prüft dort das Bett, kontrolliert die Kleider und bespricht sich dann lange und eingehend mit dem Pflegevater. Und wenn er befriedigt ist, dann holt er sich das nächste Mündel aus der Schule; denn der Amtsvormund ist hier für viele Kinder so etwas wie ein zweiter Vater.

Lieber Herr X...», schrieb da eine Pflegeeltern eines Kindes an den Amtsvormund. «Unser Fritzli hat sich seit drei Wochen das Bettbüßen abgewöhnt. Die Mittel vom Arzt und alle Ihre guten Ratschläge haben es beigetragen, daß Fritzli uns nicht die geringste Mühe bereitet. Wir haben und leben nur in einer Sorge, daß uns unser lieber Fritzli, den wir über alles gern

haben, behalten und erziehen wollen, uns eines Tages wieder weggenommen wird. Schreiben Sie uns, daß dies nicht geschieht, usw...» Das ist ein Fall aus der Praxis, und nicht einmal ein seltener. Doch es gibt, und zwar im selben Kanton, auch ein völlig anderes Beispiel: der traurige Fall von Frutigen. Er ist zum Glück ein Einzelfall und war nicht ohne Wirkung auf die Verordnun-

gen über Aufnahme und Betreuung von Pflegekindern. Solange es aber Eltern gibt, die ihre eigenen Kinder mißhandeln, solange wird sich auch die Mißhandlung von Pflegekindern nicht vermeiden lassen. Aber keine Behörde wird untätig zusehen, wenn ihr ein Gefährdungsfall bekannt wird. Es ist kaum zu erwarten, daß der zuständige Vormund oder die Armenbehörden der Gemeinde, des Kreises und des Kantons jede Gefährdung allein durch ihre Kontrollen aufspüren könnten. Sie bedürfen hiezu der Mithilfe Dritter, die dann zugegen sind, wenn es kein Vormund und auch kein Inspektor sieht. In dieser Beziehung mangelt es nur zu oft. Man schimpft wohl im stillen über den Nachbarn, möchte sich aber nicht um eines Kindes willen mit ihm überwerfen, was übrigens durchaus nicht nötig ist, denn die Armen- und Vormundschaftsbehörden reagieren auf Mitteilungen diskret und prüfen jeden Fall genau, bevor sie handeln. Wer aber um die Vernachlässigung und lieblose Behandlung eines Kindes weiß, sei es nun Pflegekind oder nicht, der macht sich mitschuldig, wenn er schweigt. Doch wenn er handelt, ist es ihm eine Genußung und Belohnung, wenn er miterleben darf, wie ein verschupftes, verängstigtes Kind sein fröhliches Lachen wieder findet.

Pflegekinder haben im Durchschnitt besser unterhaltene Zähne als die Schulkinder auf dem Lande. Das kommt nicht von ungefähr. Die Kontrolle der Zähne verzißt der Amtsvormund bei seinen Besuchen ebensowenig, wie die Kontrolle des Kleiderbestandes, der übrigens einem vorgeschriebenen Minimum entsprechen muß. Angesteckte Zähne werden vom Schulzahnarzt auf Kosten der Armenbehörde behandelt.

Die Pflegeeltern sind stolz auf «ihren» Bub. Er sei stets munter, schaffe gerne und habe Freude an seiner Kaninchenzucht — er geht hier eben die Kaninchen füttern. Die Lehrerin aber kann nicht loben. Er mache die Aufgaben nicht, habe stets Flaufen im Kopf und führe ein loses Mundwerk. Wenn er sich nicht sehr anstrengt, so werde er im Frühjahr in der Klasse verbleiben. Vielleicht haben beide recht, Pflegeeltern und Lehrerin.

Zu ihrem eigenen Töchterchen wünschte sich diese Schreinerfrau noch einen Sohn, und deshalb nahm sie Peterli zu sich in Pflege. Er ist das Kind von einer Mutter, die ihren Jahren nach auch jetzt noch nicht erwachsen ist. Peterli, der sonst gut gedeiht, ist Bett-nässer. Der Amtsvormund rät seiner Pflegeeltern an, auf Kosten der Armenbehörde den Arzt zu konsultieren.



Der freundliche, aufgeschlossene Toni lag noch in den Windeln, als sich die Behörden genötigt sahen, ihn der Verwahrlosung zu entreißen. Gesund an Geist und Körper ist er jetzt von seinen Pflegeeltern großgezogen worden. Es lachten viele Kinder im Heim des Maurermeisters, denn neben Toni und den eigenen tummelten sich vor kurzem auch noch Kriegskinder aus dem Ausland fröhlich darin herum.

(Aufnahmen P. Senn, Bern)



Ein Kind wie Margrit könnte einem Raphael als Engelchen Modell gegessen haben. Es ist als zweites Kind einer ledigen Mutter bei einer Arbeiterfamilie in Pflege. «Ich darf doch sicher unser Margritli behalten», fragt ängstlich forschend die Pflegeeltern. Ihr selber ist der Wunsch nach einem zweiten Kind versagt geblieben und deshalb hat sie das kleine Mädchen wie ihr zweites aufgenommen.

Berta ist eines der vier Kinder einer Arbeiterfamilie, in der auch die Mutter mitverdienen muß. Es wurde von seinen Eltern privat bei einem jungen Bauernhepaar im Emmental in Pflege gegeben, untersteht aber heute, wie jedes Pflegekind, der Aufsicht der Behörde. Es möchte nicht wieder zurück in das Städtchen, wo es, wie es sagt, «an einem noblen Wochenplatz» in schulfreien Stunden arbeiten mußte.

„Erziehung hängt vom Erzieher ab“



Dr. h. c. Baumgartner,
Direktor des Schweizerischen Pestalozziheims
«Neuhof» bei Birr



Frau Mina Schmutz-Keller,
Hausmutter vom Waisenhaus Schaffhausen

Pestalozzi wurde nicht müde, dies immer wieder zu betonen. Ernst und dringlich klingen seine vielen Mahnungen, Väter und Mütter müßten ihre Pflichten ernst nehmen, müßten befähigt und gewillt sein, ihre Kinder im wahren Geiste der Menschenbildung zu erziehen. Sie und die eigentlichen Erzieher und Lehrer sollen als «Beispiele vollendet gebildeter Fertigkeiten des häuslichen Lebens dastehen». — Alle Fortschritte der Erziehungskunst seien aber umsonst, solange nicht Anstalten da wären, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntnis und Ausübungskraft des ganzen Umfangs der echten Grundsätze der Menschenbildung und der vollendeten Mittel der Erziehungskunst erzogen und gebildet würden. — Wenn Pestalozzi die große Verantwortung der Erzieher hervorhebt und die Ansprüche, die an ihr Können gestellt werden, so hat sich daran im Laufe der Jahrzehnte gar nichts geändert. Noch immer sind die Anforderungen an einen Erzieher gewaltig, und vor allem ein Anstaltsvorsteher, einer, dessen Haus vielen jungen Menschen die Familie ersetzen muß, hat außerordentlich vielseitig zu sein. Die Anstalt ist sein Reich, er ist ihr ungekrönter König, er bestimmt den Geist und das Wesen der ganzen Domäne. Versteht ein Anstaltsleiter das Leiten, so verdanken ihm viele junge Menschen den Weg zu einem rechten Leben; versteht er es nicht, so mag sich manches Krumme noch mehr verbiegen, und manches junge Leben mag endgültig seinen falschen Gang gehen. — Man kann darum nicht von Pestalozzi berichten und über das Erbe, das er uns hinterlassen hat, ohne auch seine Nachfolger zu erwähnen, die die Pflicht haben, dieses Erbe lebendig zu erhalten. Wir haben deshalb vier Anstaltsleiter und die Leiterin eines Heilpädagogischen Schulzirkels gebeten, uns ihre Pflichten und Aufgaben zu schildern und sich über die Probleme des Anstaltswesens zu äußern.

Der Neuhof, das Schweiz. Pestalozziheim, betreut männliche Jugendliche (14—19-jährige), die im täglichen Leben in irgendeiner Form versagen. Sie stammen größtenteils aus Städten und Industriorten.

Man kann ihnen helfen durch Schaffung eines heimeligen und gesunden Milieus, durch Erforschung der in vielen Fällen verdeckten positiven Kräfte und Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten, durch Einsetzen in einen täglichen Pflichtenkreis, damit sie Verantwortung erkennen und tragen lernen, durch Schaffung vielgestaltiger Berufslehrmöglichkeiten mit entsprechender theoretischer Berufsbildung. Es gehören aber auch die körperliche Ertüchtigung wie die religiöse Betreuung, die individuelle Förderung wie die Gemeinschaftsverpflichtung dazu. Es geht also nicht um eine Verwöhnung, sondern um den täglichen Einsatz, um eine Verpflichtung und Haltung. Es geht nicht nur um den guten oder den tüchtigen Menschen, sondern um beide. Und der Erfolg all dieser Anstrengungen! Nichts ist schwerer festzustellen als dieser. Wir wissen nur, daß ein großer Teil das Leben meistert, andere tun das mit wechselndem Geschick. Ein Teil aber bedarf weiterhin der Fürsorge. Was mir zurzeit am meisten Schwierigkeiten macht! Das Geld, das uns fehlt. Darunter leiden alle gemeinnützigen Werke, obgleich sie die Mehrzahl der vom Staat zu versorgenden Zöglinge betreuen. Sie ersparen diesem sogar beträchtliche Mittel. Man vergleiche nur einmal, immer auf der gleichen Altersstufe, die Betriebsrechnungen der staatlichen und der gemeinnützigen Anstalten. Ein Ausgleich, wenn auch in beschränktem Maße, würde Erleichterung bringen.

Damit ist auch die Frage nach der Anstaltsreform angeschnitten. Die finanzielle Sanierung ist sicher nur ein Punkt. Sie würde aber ermöglichen, dem Personal angepasste Löhne zu zahlen. Die Auswahlmöglichkeiten bei Neubesetzungen würden besser. Dringliche bauliche Verbesserungen müßten nicht immer hinausgeschoben werden. Die übergroßen Erwerbsbetriebe der Anstalten für Schulpflichtige könnten umorganisiert werden. Damit würde, dem Zweck entsprechend, die Erziehung in den Vordergrund gerückt und nicht der «Betriebs». So würden die besten Kräfte für die Erziehung frei, weil sie sich nicht mehr durch Überbelastung, Not und Sorge frühzeitig verbrauchen. — Im übrigen hat die Landeskonferenz für soziale Arbeit eine ganze Reihe Sanierungsvorschläge aufgestellt. Diese werden zu prüfen sein. Darüber hinaus kommt es aber im Heim auf die Atmosphäre an, auf den Hausgeist, die Wärme, das Verzeihen-Können, das Dienen- und Helfenwollen. Dazu braucht es die Kraft des Herzens. «Nur mit dem Herz allein wird das Herz geleitet.» (Pestalozzi.)

In Schaffhausen haben wir im Waisenhaus und Lehrlingsheim zusammen etwa 70—75 Kinder und Jugendliche; es sind zumeist Kinder, deren Eltern geschieden sind, oft wieder verheiratet und zwar weiblich dreimal. Unsere Schützlinge kommen demnach in überwiegendem Maße aus Familien, die «krank» sind; sie sind «Familienkranke». Das bedeutet eine große Tragik für alle, und es ist die Aufgabe der Heimeleiter, die Wunden, die der wehrlosen kindlichen Seele geschlagen wurden, zu heilen und darüber hinaus die Fehler der familienkranken, familienuntüchtigen Eltern zu korrigieren. Dies erreicht man nur dadurch, daß man aus dem ganzen Heim eine einzige Familie macht und den Kindern die von Pestalozzi so gepriesene «Wohnstube» schenkt. In unserem Hause sind die Kinder wirklich daheim; wir haben ihnen alle Stuben geöffnet, und sie gehen darin ein und aus, wie es bei einer Familie selbstverständlich ist. — In die warme, gemütliche Wohnstube gehört nun die Mutter als Zentrum der Familie, und es wäre die Aufgabe der Mutter, gleich der Sonne, die täglich kommt und leuchtet und wärmt, Gleiches zu tun mit unverdrossenem Gemüt. Ich erkenne auch die Notwendigkeit, kann es aber oft nicht tun, weil so viele andere Aufgaben der Erledigung harren. Es ist etwas vom Bittersten für mich, zu sehen, wie die Seelenbarometer zu tief oder zu hoch stehen, wie ich es in den Händen hätte, sie zu regulieren, daß aber die Zeit fehlt; denn Essen und Trinken müssen alle haben, Waschen, Glätten, Flecken, das muß sein. Von klein auf lasse ich die Kinder tapfer mithelfen und versuche ihnen beizubringen, daß auch die kleinste Arbeit schön und beglückend ist. In jeder Arbeit ist ja eine bestimmte Harmonie zu erreichen! Dies ist ein kleines Geheimnis, das viele Menschen nicht wissen. Ich meine, man sollte schon in der Schule zum Kinde sagen: «Mache diese Buchstaben so lange, bis du sie liebst; mache diese Art Rechnungen so lange, bis sie dich freuen!» Das heißt nichts anderes, als daß wir im Kinde die Kräfte wecken, bilden, damit sie frei fließend zu lebendiger Tatsache werden, so, daß die Arbeit, das Tun, ein Schaffen wird von innen heraus und beglückend wirkt für sich und die andern. Ob ich als Hausmutter viel Schönes erfahre! — Ja, sehr viel — und täglich, aber das Schönste ist für mich immer, wenn ein Kind oder ein Jugendlicher zu mir kommt und sagt: «Mutter, ich sehe erst heute, wie bei uns zu Hause manches nicht in Ordnung ist; hast du Zeit, daß ich einmal mit dir über mein Zuhause rede?» — Dann folgt die Erzählung einer Familientragödie, die ich zwar meistens schon in großen Zügen kenne, aber doch nicht so, wie sie das Kind erlebt hat. Wir betrachten nun zusammen das Geschehene als etwas Ver-

gangenes, suchen zu-verzeihen allen, die schuldig sein könnten. — Wenn ein Kind so zu uns kommt, wissen wir, die Wunde ist geheilt, offen kann man mit ihm über die große Familiennot sprechen, und die Bitte findet guten Boden: «Schau, daß deine Kinder nicht wieder

in die Anstalt müssen! Tue alles, überwinde und beherrsche dich, damit du einmal eine warme und traute Stube hast, wo alle deine Lieben gern drin sind.» Dies wird dann immer verstanden, aber es braucht Jahre dazu und viel Geduld und viel Liebe.



Hans Nydegger,
Leiter des «Basler Jugendheims mit
Lehrwerkstätten»

Es gibt wohl keine politische oder weltanschauliche Richtung, die sich nicht schon mit der Anstaltsreform befaßt hat, in Form von positiven Vorschlägen oder scharfer Kritik. Es gibt wohl aber auch wenige Anstaltsleiter, die dafür nicht dankbar sind. Eine solche Kritik der Öffentlichkeit soll Anstaltsleiter, Kommissionen und Behörden zur Ueberzeugung bringen, daß ein neues Jugendgesetz nur dann fruchtet, wenn genügend Möglichkeiten vorhanden sind, dieses durchzuführen. An solchen Möglichkeiten fehlt es aber noch in hohem Maße. Schon seit Jahren wurden immer wieder in der Presse ungesunde Anstaltsverhältnisse ausführlich und drastisch geschildert. Meist trug dabei nicht nur ein Teil Schuld daran, sondern die Mißverhältnisse waren das Produkt einer unharmonischen Zusammenarbeit zwischen Leitung, Kommission und Behörde, verbunden mit mangelhaften äußeren

Umständen und Geldmitteln. Jede Anstalt sei deshalb ein Glashaus, nicht zerbrechlich, aber durchsichtig! — Denn Durchsichtigkeit verschafft Einsicht bei Leitung, Kommission, Volk und Behörde. Das Volk soll nicht mehr Geheimnisse hinter grauen Anstaltsmauern wittern, der Anstaltsleiter sich nicht dahinter wie ein Diktator fühlen. Damit wird die Anstalt auch nicht mehr zum bloßen Drogenmittel degradiert («wart, wann nüt folgscht, chunnscht i d'Aschtalt!») und der Jugendliche kommt nicht von vornherein mit einer bloß negativen und oppositionellen Einstellung.

Meist liegt ja die Schuld nicht am Jugendlichen allein, daß es zu einem Beschluß zur Anstaltsversorgung gekommen ist. Unsere Jugendlichen stammen vor allem aus etwas unglücklichen Familienverhältnissen oder aus einem Milieu, das kein Verständnis für ihre besonderen Charaktereigenschaften hatte und sie nur bekämpfte, anstatt sie in die richtige Bahn zu leiten. Unsere Jugendlichen stehen im sogenannten schlimmsten Alter, in den Flegeljahren. Da muß nun einfach etwas geleistet werden. An uns liegt es, ihnen zu zeigen, wo ihr Wille zur Leistung einzusetzen hat. Als Heim mit Lehrwerkstätten (Gärtnerei, mechanische Werkstatt, Schreinerei, Schuhmacherei) stehen ihnen nicht nur diese vier Möglichkeiten offen. Ein großer Teil unserer Jugendlichen arbeitet bei einem privaten Meister in der Stadt, entweder als Lehrling oder Hilfsarbeiter. Ferner stehen unsere Lehrwerkstätten auswärts wohnenden Lehrlingen, die einer besonderen pädagogischen Führung bedürfen, zur Verfügung. Unser Heim hat aber noch andere Aufgaben: Es ist ein Uebergangs- und Beobachtungshaus für Kurzfristige, die auf Berufseignung geprüft und auf ihren Charakter hin beobachtet werden sollen. Mit welchen Schwierigkeiten wir hauptsächlich zu kämpfen haben! In erster Linie fehlt es uns an dem notwendigen Platz. Wir sind deshalb froh, daß der Kanton Basel-Stadt den Bestrebungen zu Anstaltsrenovierungen größtes Verständnis entgegenbringt, und so bestehen auch für das Basler Jugendheim, das für Einweisungen aus allen Kantonen offen steht, die besten Aussichten, daß noch im Laufe dieses Jahres mit staatlichen Mitteln renoviert werden kann.

P. Wieser,

Hausvater vom «Burghof»

Im Pestalozzihaus der Stadt Zürich, Burghof-Dielsdorf, werden schwererziehbare Jugendliche zur Beobachtung, zur Erziehung und zum Strafvollzug aufgenommen, wobei zusammengefaßt alle eine Aufgabe ist, den jungen Menschen wieder zurecht zu helfen. Jugendliche, die meistens aus der Großstadt kommen, sollen in der schönen und gesunden ländlichen Umgebung aus vielerlei Verirrungen, Verfehlungen und Schwierigkeiten herausgehoben werden. Deshalb legen wir großen Wert auf ein schönes, sauberes und gepflegtes Heim, nicht wegen der äußeren Form, sondern um den jungen Menschen das zu geben



und vorzuleben, was ihnen am meisten mangelte und zumeist die Ursache ihrer Schwererziehbarkeit wurde: ein wirkliches Heim, in dem allen Gliedern der Hausgemeinschaft in gemeinsamer Arbeit und in den Freuden des täglichen Lebens Verständnis, Vertrauen und Liebe entgegengebracht, gelebt wird, soviel es in unseren Kräften steht. Dadurch soll in den jungen Menschen der Glaube an das Gute, Echte und Bleibende, die Freudigkeit zum verstehen-

den Zusammenleben geweckt werden und es soll ihnen dadurch die Zuversicht zu sich selbst, die Achtung vor dem Mitmenschen, die Selbsterkenntnis und der Wille zu einem bessern Leben kommen.

Enttäuschungen über immer von neuem erwiesenes Vertrauen sind fast selbstverständlich, aber das ist viel weniger wichtig, als wenn wir mit Mißtrauen und ohne Mut den jungen Menschen begegnen. Wir können den Erfolg unserer erzieherischen Arbeit selten in der Gegenwart feststellen, aber wir arbeiten hoffend und glaubend und dürfen immer wieder bei Begegnungen auch nach vielen Jahren erfahren, daß den erwachsenen Menschen ihre Burghofzeit in lebendiger und guter Erinnerung lebt und daß sie daraus versuchten, ihr eigenes Leben zu gestalten. Worunter wir vielleicht am meisten in unserer Arbeit erleiden, ist die Kürze der Zeit, die uns zu dem gemeinsamen Leben mit unseren Burschen zur Verfügung steht, und daß diese unter Umständen wichtigste Zeitspanne in das Stadium der besondern Schwierigkeiten der Pubertät fällt, wo der Jugendliche zu allem in Opposition steht, während er doch des Rates und der verständigen Hilfe am meisten bedarf. Jedes Heim sollte in seiner besondern Art und Aufgabe immer die wesentlichsten Grundlagen einer guten Familie zum Vorbild haben. Auch in einem Kollektiv kann bei wahrhaftiger Lebendigkeit eine Familien-Hausgemeinschaft verwirklicht werden, wo auch Sinn und Forderung von Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde lebendig sind. Es sollte keine «Anstalten» für Kinder und Jugendliche mehr geben, sondern nur Heime im besten Sinne. Diese sollen ihren Wert und ihre Berechtigung im Volke haben wie die Schulen, und es sollte keine Schande mehr sein, seine Erziehung in einem Heim genossen zu haben. Das scheint uns die Verwirklichung wahren Pestalozzi-geistes in der Gegenwart und Zukunft zu sein, und dafür sollten sich alle Menschen einsetzen, denen besonders bedürftige Mitmenschen anvertraut sind.



Frau Dr. Marie Egg,

Leiterin des Heilpädagogischen Schulzirkels, Zürich

Es ist unmöglich, an das Anstaltswesen zu denken, ohne dabei auch die entwicklungsgehemmten Kinder zu erwähnen. Schwachbegabte Kinder sind Stiefkinder; Stiefkinder der Natur, die sie mit zu wenig geistigen Gaben ausgestattet hat, und Stiefkinder der Gesellschaft. Ist ein Kind etwa krüppelhaft oder blind, so wird es bedauert. Ist es aber schwachbegabt, so wird es als faul oder im besten Fall als dumm abgetan. Dabei ist Schwachstimm ebenso eine Krankheit wie jede andere. Zahlreiche Heime haben sich in wahren Pestalozzi-geist dieser bedauernswerten Geschöpfe angenommen. Aber mit der Anstaltsunterbringung ist das Problem nicht gelöst. Denn schwachbegabte Kinder sind eben auch Kinder. Auch sie gehören in die Familie. Damit soll nicht gegen die Anstalten Stellung genommen werden. Ist die Familie aus irgendeinem Grunde zur Kindererziehung ungeeignet, so ist es selbstverständlich, daß ihr die Kinder genommen werden müssen. Ist das Familienmilieu aber einwandfrei, wird für das Kind erzieherisch und pflegerisch gut gesorgt — was auch in den einfachsten Verhältnissen durchaus der Fall ist — so bildet Schwachstimm noch keinen genügenden Grund, um das Kind aus der Familie zu entfernen.

Eine rechtschaffene Familie kann und soll selber für die Erziehung ihrer schwachbegabten Kinder sorgen dürfen. Wie das normale Kind, so braucht aber auch das schwachbegabte hierbei die Hilfe der Gemeinschaft. So wie dem normalen Kind neben der Familie noch die Schule helfend, erziehend und unterrichtend beisteht, so braucht auch das schwachbegabte neben rechten Eltern auch noch die rechte Schule. Aus dieser Ueberlegung heraus entstand vor bald zehn Jahren der «Heilpädagogische Schulzirkel», um jenen Kindern zu dienen, die weder in der Primarschule noch in den Spezialklassen aufgenommen werden können, die aber trotzdem nicht von ihren Eltern getrennt werden sollen. Er hat bis jetzt über 100 schulunfähige (aber nicht bildungsunfähige!) Kinder fördern dürfen. Die Arbeit an diesen Kindern hat sich als überaus dankbar erwiesen; die erzielten Ergebnisse sind ermutigend. Ein Teil der Schüler konnte so weit gefördert werden, daß sie von anderen Klassen des städtischen Schulwesens übernommen werden konnten. Diejenigen, bei denen dies nicht möglich war, konnten zum größten Teil so weit gebracht werden, daß sie nach Ueberschreitung des schulpflichtigen Alters in einem praktischen Beruf Nützliches leisten. Die soziale Prognose wird bei jedem Menschen durch zwei Faktoren bestimmt: einerseits durch den Charakter, und andererseits durch das Maß der Begabung. Aber die Brauchbarkeit eines Menschen hängt lange nicht so stark vom Intelligenzgrad ab, wie man erwarten würde. Die Prognose hängt beim Schwachbegabten in dieser Hinsicht noch mehr als beim Normalen davon ab, wie die Anlernung und die Ausbildung vollzogen wird. In der praktischen Arbeit sehe ich immer wieder, daß ungelernnte und vernachlässigte Entwicklungsgehemmte einfache einen Pflegeplatz besetzen; sind sie hingegen entsprechend entwickelt und wenn auch mühsam, so doch sorgfältig ausgebildet worden, so können sie sich mit ihrer Arbeit zumindest einen Teil ihres Unterhaltes verdienen.

Kind seiner Zeit?

Der historisch-kulturelle Lebensraum Heinrich Pestalozzis

Diese kleine Zeittafel um das Leben Heinrich Pestalozzis erhebt keinen Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit. Sie zeigt jedoch, inwiefern Pestalozzi in seiner Zeit verankert ist und wo er ihr voraussetzt!

- 1740 Thronbesteigung Friedrichs II. von Preußen. Abschaffung der Folter. Beginn der schlesischen Kriege und des Aufstieges von Preußen.
- 1745 Rousseaus Reise nach Paris.
- 1746 12. I. — Heinrich Pestalozzis Geburt.
- 1747 Hinrichtung Jakob Schmidlis in Luzern als Ketzler.
- 1751 Pestalozzis Vater Johann Baptist stirbt.
- 1752 Das Pariser Parlament erklärt sich gegen die «Lettres de Cachets».
- 1755 Montesquieus und Saint-Simons Tod.
- 1761 Gründung der «Helvetischen Gesellschaft» durch Hirzel in Zürich.
- 1763 Der siebzehnjährige Pestalozzi tritt ins Collegium Carolinum in Zürich ein. Lektüre von Rousseaus «Emile».
- 1766 Pestalozzi veröffentlicht seine erste Schrift «Agis». Im Thurgau zählt man damals 20000 Leibeigene. 1767 landwirtschaftliche Studien bei Tschiffeli in Bern und Verlobung mit Anna Schultheß in Zürich, 1769 Heirat.
- 1769 Die Dubarry kommt an den Hof Ludwig des XV.
- 1770 Pestalozzis Sohn Jakob in Mülligen geboren.
- Große Hungersnot in der Schweiz. Bann des kath. Klerus gegen die «Helvetische Gesellschaft». Tiepolos Tod.
- 1771 Pestalozzis Einzug auf dem Neuhof.
- 1773 Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. Gründung der ersten Zürcher
- Gewerbeschule unter Ausschluß der Landbevölkerung.
- 1776 Unabhängigkeitserklärung der USA.
- 1778 Tod Voltaires und Rousseaus.
- 1780 Schließung der Armenanstalt auf dem Neuhof. Vereinsamung Pestalozzis.
- Hinrichtung Pfarrer Wasers in Zürich wegen Kritik schweizerischer Zustände.
- 1781 Pestalozzi schreibt den 1. Band von «Leinhard und Gertrud». Abschl. 1787.
- Toleranzedikt Joseph des II.
- 1782 Die letzte «Hexe», Anna Göldi in Glarus, wird hingerichtet.
- 1784 Volksschule in Basel obligatorisch.
- 1786 Tod Friedrichs des Großen.
- 1787 Man zählt 40 000 Schweizer im Fremden-dienst.
- 1789 Der Bastillesturm, der Marsch nach Versailles, Gründung des Jakobinerklubs.
- 1790 Aufhebung der Leibeigenschaft in Basel.
- 1791 Mozarts Tod, Fluchtversuch Ludwig des XVI., Ablehnung der Abschaffung der Sklaverei durch die USA.
- 1792 Pestalozzis Reise nach Leipzig, seine Ernennung zum Ehrenbürger von Frankreich — der erste «Welterfolg» seiner schriftstellerischen Tätigkeit.
- Tuileriessturm.
- 1793 Hinrichtung Ludwig des XVI., Marie-Antoinettes, der Dubarry. Kriegserklärung des deutschen Reiches an Frankreich. Zweite Teilung Polens.
- 1794 Buonaparte, General der Armee des Innern, Auflösung des Konvents.



International Committee of the Red Cross GENEVA SWITZERLAND

TO YOU AND TO YOUR WORKERS ALL OVER THE WORLD, ON BEHALF OF THE ALLIED EXPEDITIONARY FORCE, I WISH TO EXPRESS MY HEARTFELT THANKS

YOUR HUMANE EFFORT HAS SAVED THE LIVES OF UNTOLD NUMBERS OF PRISONERS OF WAR. YOU HAVE KEPT OPEN THE CHANNELS OF COMMUNICATION BETWEEN THE PRISONER AND HIS FAMILY. YOU HAVE DELIVERED IMPORTANT AMOUNTS OF VITAL RELIEF SUPPLIES, AND MAINTAINED HOPE IN THE HEARTS OF BOTH PRISONERS AND THEIR FAMILIES THAT, AFTER THIS LONG AND BITTER WAR, THEY MIGHT BE REUNITED.

FOR YOUR TASK OF MERCY STILL TO BE ACHIEVED IN OTHER THEATERS, I AM SURE YOU WILL HAVE THE WHOLEHEARTED COOPERATION OF ALL THE ALLIED GOVERNMENTS AND OF THEIR ARMIES. THE DEEP DEVOTION OF YOUR WORKERS WILL LONG BE GRATEFULLY REMEMBERED.

Dwight Eisenhower
SUPREME COMMANDER
ALLIED EXPEDITIONARY FORCE

DONE AT
SUPREME HEADQUARTERS ALLIED EXPEDITIONARY FORCE
FRANKFURT AM MAIN
1 JULY 1945

General Eisenhower dankt dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz

Das Schreiben, das wir hier im Faksimile wiedergeben, und das am 1. Oktober 1945 dem Delegierten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Frankfurt übergeben wurde, hat folgenden Wortlaut:

Ihnen und Ihren Mitarbeitern in der ganzen Welt möchte ich im Namen der alliierten Expeditionskräfte meinen tiefgefühlten Dank aussprechen. Durch Ihre humanitären Bemühungen ist zahllosen Kriegsgefangenen das Leben gerettet worden. Sie haben die Verbindungswege zwischen den Gefangenen und ihren Angehörigen offengehalten. Sie haben bedeutende Mengen lebenswichtiger Hilfssendungen versendet und in den Herzen der Gefangenen und ihren Familien die Hoffnung auf Wiedervereinigung nach diesem langen und bitteren Krieg aufrechterhalten. Ich bin der sicheren Ueberzeugung, daß Sie bei der Bewältigung Ihres Werks der Barmherzigkeit, das es noch in anderen Kampfgebieten zu erfüllen gilt, auf die Mitarbeit aller alliierten Regierungen und ihrer Heere rechnen können. Die treue Hingabe Ihrer Mitarbeiter wird noch lange in dankbarer Erinnerung leben.

Dwight Eisenhower,
Oberbefehlshaber der Alliierten Expeditionskräfte.

Albert Anker

«Empfang der Kinder von Stans in einer Stadt des Kantons Bern»

Kaum ein zweiter unter unseren Schweizer Malern erreichte Albert Anker in der Innigkeit seiner Darstellung. Gewiß, Anker ist Romantiker und als solcher ein Poet des Pinsels und kein historischer Realist. Als die kleinen Nidwaldner nach dem Brand von Stans überall im Land an fremde Türen pochen mußten, waren sie gewiß weder so adrett noch vertrauensvoll, wie Anker sie hier in einer unbekannt Stadt des Kantons Bern zeigt, doch der Geist, in dem sie aufgenommen wurden, entsprach sicherlich der Atmosphäre des Bildes: Der feurige Appell des Feuerkopfes Pestalozzi hatte das Bürgertum ergriffen. Überall fanden die Kinder von Stans Obdach und Hilfe im Lande.

Konrad Grob

«Pestalozzi unter den Waisen von Stans»

K. Grob, dessen berühmtes Bild «Pestalozzi unter den Waisen von Stans» heute in der Oeffentlichen Kunstsammlung in Basel hängt, malte nicht nur in München, er war auch stark von der Münchner Schule beeinflusst. Zudem mußte er sich natürlich auch auf zeitgenössische Darstellungen Pestalozzis stützen, die ihrerseits schon den seltsamen Heiligen vom Neuhof stark idealisiert hatten. Als Pestalozzi nach Stans kam, ein Exaltierter, außer sich vor Verzweiflung über das Unglück, das den kleinen Ort betroffen hatte, war gewiß keine Zeit, sich hinzusetzen und zu warten, daß man ihm die Kinder brachte. Nicht anders als heute, da nicht ein paar Kanonenkugeln und brennende Strohwinde die Städte vernichteten, sondern Fliegerbomben, stand in Stans eben kein Stein auf dem anderen. Die Kinder waren halb irr vor Angst und Entsetzen, armselige, verschlechte, verdrehte Lumpenbündel, die für einen Fleck, wo man sie ruhen ließ, dankbar waren. Immerhin — als ein Denkmal des väterlichen Geistes, in dem Pestalozzi diese Aermsten der Armen betreute, mag Grobs schönes und verschöndertes Bild gelten — nur die Wahrheit, die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Schmutz, Mißtrauen, Todesangst auf seiten der Kinder — Geduld, ein feuriger Wille und hartes Zupacken bei Pestalozzi.

Wir gehen mit einem Fürsorger über Land

(Fortsetzung von Seite 10)

«Das ist das Haus», wies der Inspektor, «doch wollen wir erst die Nachbarn besuchen.» Es waren ermunternde Auskünfte, die wir von Bäuerinnen und Bauern erhielten. «Me cha gwüß nit chlage. Bheit ne neme witer i de Finger, de macht er sich scho. Schaffe chan er ja!» So faßte einer der Befragten seine Auskunft zusammen. «Weder was er verdienet, längt geng no chuum für d's trochene Brot...» Die letzte Bemerkung ist wirklich nicht unzutreffend. Alfred Schweizer, der Familienvater, arbeitet jetzt von früh bis spät im nahen Bergwald, trägt aus den wildzerklüfteten Hängen Holz zusammen und macht Reisellen daraus. Achtzehn Rappen zahlt ihm der Bauer für das Stück, und dreißig bis fünfunddreißig bringt er täglich fertig, sodaß er auf einen Taglohn von etwa sechs Franken kommt. Und damit sollte er den gesamten Lebensunterhalt für sieben Personen bestreiten. Die Milch allein würde mehr als den vierten Teil des Taglohnes kosten, wenn alle Rationierungskarten eingelöst werden könnten. Die ganze Familie wohnt in einem Zimmer. Ein roher Tisch, eine Bank, drei Stühle, ein Schrank, zwei Kinderbetten, ein uraltes Strohsackgestell und ein Sofa bilden das gesamte Mobiliar. In alten Konservendbüchsen stehen am Fenster einige Geranien. Der kleine Trittofen wird vom Kochen warm, vermag aber die Stube nicht zu heizen. Wir haben die Mäntel nicht ausgezogen; Hedwig, das kleinste der mit weitgeöffneten Augen starrenden Kinder, trägt gleichzeitig keine Leibwäsche unter ihrem Röckchen. Wenn diese Familie gerettet werden soll, dann ist wirtschaftliche Sanierung erstes Gebot. Das ist offensichtlich. Aber zuerst will der Inspektor noch wissen, wie es um den Willen der Eltern jetzt bestellt ist. Er stellt keine direkten Fragen, sondern blättert in seinen Akten, spricht über dieses und jenes und ist am Schluß, wie wir, davon überzeugt, daß es mit großer Wahrscheinlichkeit an den Eltern nicht mehr fehlen wird. Sie geben sich jetzt Mühe, haben Vertrauen zum Inspektor, von dem sie wissen, daß er ihr Bestes will, wenn sie ihm nur die Hand dazu reichen. Und wie er suggestiv bemerkt, dem Heinrich täte es doch gut, zu einer andern Lehrerin zu kommen, da er in der Schule nicht so recht lernen wolle, schnappt der Vater auch sofort ein, obschon er keine zehn Minuten zuvor noch sehr bestimmt erklärt hatte, den Heiri gebe er dann nicht auch noch her. «Der Hubelmatthauer nähme gern einen Bubem, wie ich gehört habe. Das wär ein gutes Plätzli für den Heiri!» Der Inspektor macht sich eine

Notiz. So wird Punkt für Punkt durchbesprochen, und ohne daß es Alfred Schweizer und seine Frau gewahr werden, lenkt sie der Inspektor in ihren Entschlüssen. Und dann kommt Christian, der Bruder Alfreds, in die Stube. Er findet die Worte erst nicht recht, aber bald wissen wir doch, was er will. Es sei wegen des Rufes der ganzen Familie, versichert er mehrmals, und wenn ihm der Vater das kleine Gütechen verkaufe, von dem im Februar der Pächter wegzieht, und wenn ihm dann noch die Armenbehörde für den Zins bürgte, dann würde er es seinem Bruder schon in Pacht geben. «Und der Hans hat mir dazu noch eine Nutzkuh versprochen», meint Alfred. «Die Frau könnte die zweieinhalb Jucharten bepflanzen und ich meiner Arbeit nachgehen. So hätten wir wenigstens Milch und Brot, Kartoffeln und Gemüse. Und dann könnte ich auch meine vier letzten Kinder schaffen lehren.» Gemeinsam beabsichtigten wir dann das Land. Es ist nicht schlechter Boden, und einige Apfelbäume stehen darauf. «Weder dir müeßt de mit em Vater ga reden», bringt der Christian dem Inspektor sein nächstes Anliegen vor. Es müßte ein Jeremias Gotthelf dabei gewesen sein, um die Szene in der Bauernstube zu schildern. Vom Schlag gelähmt lag der Vater im Bett. Seine vier Söhne, alles Männer im besten Alter, standen zu seinen Füßen. «So, wägem Alfred chömet dir», begrüßte er den Inspektor. «Het er wieder öppig Uguets gmacht!» Es bedurfte der ganzen Ueberredungskunst des Inspektors, um den Vater für den Plan zu gewinnen, doch als es schließlich so weit war, da leuchteten die Augen des alten Bauern wie von schwerer Sorge befreit auf. Das Sterben, wenn's dazu kommt, wird ihm leichter sein, jetzt, da er weiß, daß auch sein Alfred auf dem rechten Wege ist. Das ist der Fall der Familie Schweizer, wie wir ihn unlängst erlebten. Wenn alles gut geht, werden wenigstens vier der acht Kinder bei ihren zu rechtgeschaffenen Leuten gewordenen Eltern aufwachsen und eine Familie wird gerettet sein. Das wäre auch der schönste Lohn für jenen «Pestalozzi», mit dem wir in das Bergtal zogen... T. F. A.

Mit Rücksicht auf die Geschlossenheit dieser Nummer haben wir auf den Abdruck des

Roman-Feuilletons

verzichtet. Wir hoffen aber, daß sich unsere Leserinnen und Leser, trotz diesem Verzicht, mit Freude und Gewinn der Lektüre dieser Nummer hingeben. Die Fortsetzung des Romans erscheint natürlich ab nächster Nummer wieder regelmäßig. Die Redaktion.



Friedrich der Große

Maria Antoinette

Napoleon I.

1796 Pestalozzis Tätigkeit als Seidenhändler in Zürich, Geburt seines Enkels Gottlieb (geb. 1803.)

Napoleons italienischer Feldzug. Toleranzedikt des Zaren Paul für Russisch-Polen. Ausweisung der französischen Emigranten aus Bern.

1797 Pestalozzis «Nachforschungen über die Natur des Menschengeschlechtes» vollendet.

1798 Die Errichtung der «Helvetischen Republik» durch die Franzosen, Stapfer, Pestalozzis Freund und Förderer, wird Minister der Künste und schönen Wissenschaften. Napoleon in Aegypten. Nelsons Sieg bei Abukir. Der Herbstaufstand in Unterwalden.

Am 30. November beschließt das Helvetische Direktorium, dem Bürger Pestalozzi die Direktion eines in Stans zu errichtenden Armenhauses zu übertragen.

1799 Die Oesterreicher in Zürich, Schwyz und Uri. In Paris die Konsularverfassung. Tod des Richters Beaumarchais, Kriegserklärung des Reichstags an Frankreich.

Am 7. Juni verläßt Pestalozzi Stans, am 23. Juli wird ihm der Elementarunterricht in Burgdorf anvertraut.

1800 Pestalozzi bekommt Schloß Burgdorf für eine Erziehungsanstalt zur Verfügung gestellt.

1801 Lavaters Tod.

Pestalozzis Sohn Jakob (+). «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt».

1802 Pestalozzis Reise nach Paris zum Konsul Napoleon. Die sog. Consulta.

1803 Wiedereinsetzung der kantonalen Regierungsgewalt durch die «Mediationsakte».

1804 Napoleon wird Kaiser der Franzosen. Der Zürcher Seekrieg.

Mit dem völligen Zusammenbruch der «Helvetik» muß Pestalozzi Burgdorf verlassen.

1805 Pestalozzi wird nach Yverdon gerufen, wo er von nun an zwanzig Jahre wirkt. Im gleichen Jahr wird sein einziger Urenkel Heinrich Karl geboren, mit dem 1891 sein letzter Nachkomme kinderlos stirbt.

Preußen tritt Neuenburg an die Schweiz ab. Formelle Anerkennung der Neutralität im

Frieden von Preßburg. Schillers Tod. Preußens Ende durch die Schlachten von Jena und Auerstädt. Die Kontinentalsperre. Der Friede von Tilsit. Nelsons Tod bei Trafalgar.

1807 Fichtes Reden an die Deutsche Nation erwähnen Pestalozzi. Godoy errichtet in Madrid ein Pestalozzi-Institut. Fultons erstes Dampfschiff.

1808 Der Bau des Linthkanals wird beschlossen. Allgemeine Wehrpflicht in Preußen eingeführt. Der Tiroler Aufstand endet mit Andreas Hofers Tod. Scheidung Napoleons von Josephine.

1811 Geburt des «Königs von Rom». Erstbesteigung der Jungfrau. Tod Heinrichs v. Kleist.

1812 Durch das «Press-Konklusum» wird die Schweizer Presse beaufsichtigt. Napoleon erklärt Rußland den Krieg. Rückzug an der Beresina.

1813 Zwangsaushebungen für die französische Armee. Abdankung der Mediationsregierung. Die «Völkerschlacht» bei Leipzig gegen Napoleon.

1814 Napoleon auf Elba. England bekommt Malta. Pius VII. stellt den Jesuitenorden wieder her.

Begegnungen Pestalozzis mit Kaiser Alexander von Rußland in Basel und dem König von Preußen in Neuchâtel.

1815 Wallis und Genf zur Eidgenossenschaft. Napoleons «100 Tage». Waterloo, St. Helena. Die Tagsatzung verweigert Napoleons Familie die Niederlassung in der Schweiz. Der Wiener Kongreß.

Pestalozzis Frau, Anna, stirbt.

1816 Vollendung des Linthkanals. Große Arbeitslosigkeit in England. Reaktionäres Polizeiregime Ludwig des XVIII. in Frankreich.

Beginn des Zerfalls von Pestalozzis Institut in Yverdon. Lehrer Krüsis Abgang.

1817 Beitritt der Eidgenossenschaft zur «Heiligen Allianz». Hungersnöte in der Schweiz führen zu Hungermärschen, die von der Polizei unterdrückt werden.

Die Lehrer Niederer und Blochmann verlassen Pestalozzi.

1818 Erste Reiseagenturen der Schweiz in London errichtet.

1819 Wiederherstellung der «Helvetischen Gesellschaft», das Münzkonkordat der 19 Kantone. Gründung der «Zofingia». Ausweisung der schweizerischen Studenten aus Oesterreich wegen revolutionärer Gesinnung.

1821 Napoleons Tod. Der preußische Minister Hardenberg gegen das Asylrecht der Schweiz. Erste Gewerbeschule in England. Metternich ernennt einen «Zensor» für die Schweiz.

1822 Der griechische Freiheitskampf. Die Tagsatzung bewilligt Werbung für Griechenland. E. Th. Hoffmann, Shelley und Canova sterben.

1823 Die Folter in Obwalden wieder eingeführt. Basel verbietet «jegliche Zeitung». Metternich verstärkt den Druck auf Bern. Papst Leo XII. schickt die Juden ins Ghetto zurück. Im Piemont wird das Recht auf Schulbesuch von der Höhe der Steuern abhängig gemacht.

1824 Die «Großmächte» verlangen von der Schweiz Flüchtlingsauslieferung — Lausanne gehorcht. Lord Byron stirbt in Missolonghi.

1825 Der geistliche Pestalozzi muß Yverdon verlassen. Er kehrt zu seinem Enkel Gottlieb auf den Neuhof zurück. Die Hetze gegen ihn geht weiter.

Stephensons erste Eisenbahn. In London stirbt der Maler Füßli. 1500 Spinnmaschinen kommen in der Schweiz in Betrieb.

1826 Pestalozzi wird Präsident der Helvetischen Gesellschaft. Er bittet die Regierung um Fürsorgemaßnahmen zugunsten der Arbeiter und Armen.

Der Genfer Bankier Eynard organisiert eine europäische Hilfsaktion für Griechenland. Tod J. P. Hebels, C. M. v. Webers und des Physikers Frauenhofer.

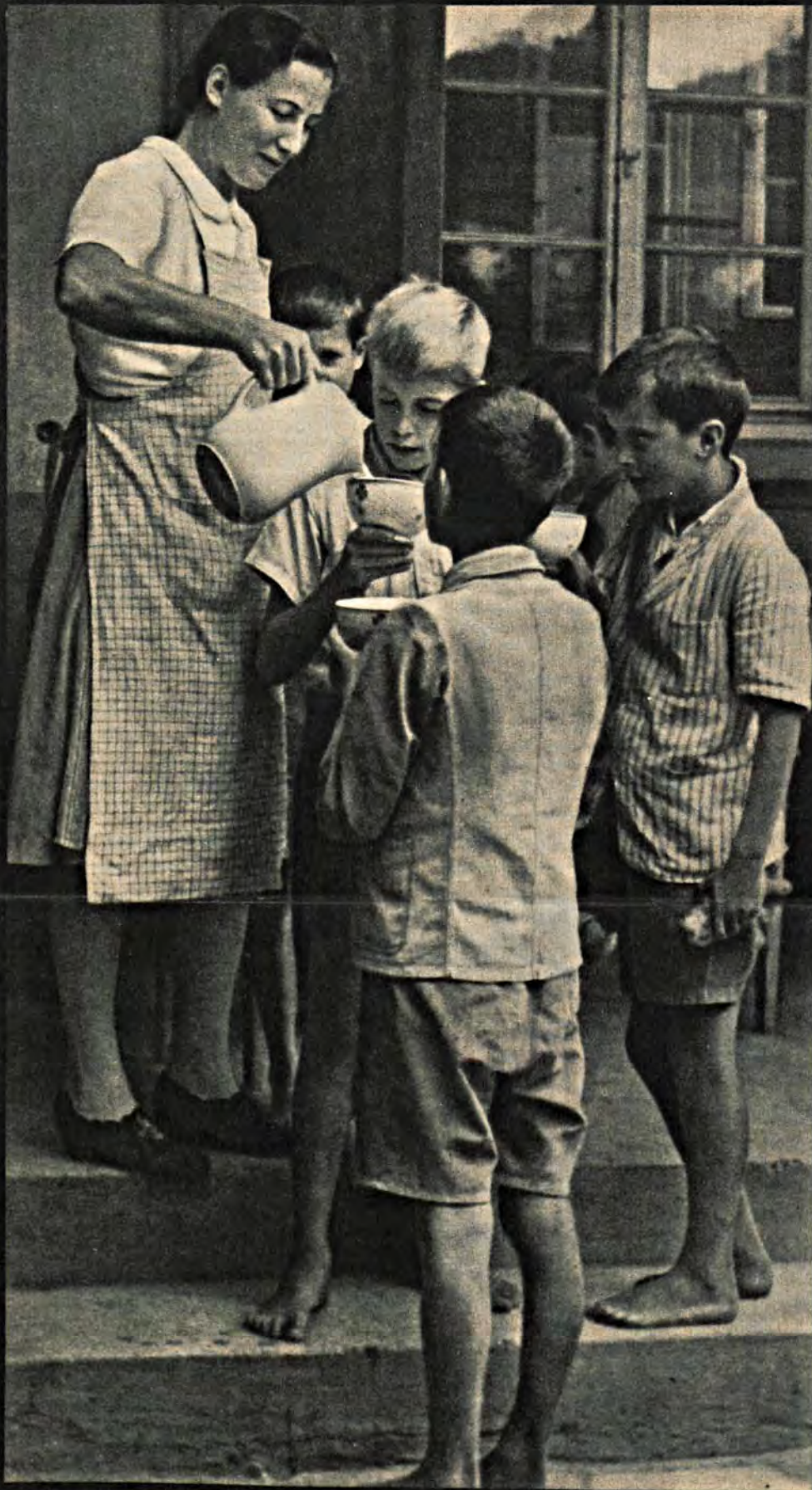
1827 Pestalozzi stirbt am 17. II. in Brugg.

Es sterben Volta und Ludwig van Beethoven sowie der Astronom Laplace.

1828 1. Uhrenausstellung in Genf. 50 000 Schweizer Reisende werden gezählt.

1829 Graubünden schafft die Folter ab. Die Tagsatzung hebt das Fremden- und Presse-Konklusum auf. Süddeutschland tritt dem preuß. Zollverband bei. Griechenland wird frei.

1830 Die «Juli-Revolution» in Paris.



Zwei Dinge, Herr, sind not — Gib uns das täglich Brot,
die gib nach deiner Huld: vergib uns unsere Schuld



-Wir sind eine einzige Familie-

sagt Frau Mina Schmutz-Keller, die Hausmutter des Waisenhauses Schaffhausen. Der Name «Waisenhaus» hat eigentlich keine Berechtigung; zurzeit wohnen nur drei Vollwaisen im Heim, und die anderen 70 Kinder und Jugendlichen stammen zumeist aus unglücklichen Familienverhältnissen. «Sie sind», so äußert sich Frau Schmutz, «familienkrank», ihr Recht auf natürliche Nestwärme wurde ihnen frühzeitig genommen, und sie können nur durch rechte 'Wohnstubenkraft' wieder geheilt werden. Im Waisenhaus Schaffhausen sind den Kindern alle Stuben und Zimmer offen. Die Hauseltern leben mit ihnen sind immer für sie da, ihre eigenen Kinder wachsen mit den Zöglingen auf. Was Pestalozzi nicht müde wurde immer wieder zu verlangen, nämlich daß der «Vater-Mutter-Schwester-Sinn in allem Tun und Treiben des Erziehungshauses das eigentliche Element sei», findet hier seine schönste Verwirklichung.



Das verhängnisvolle Marderloch!

Von Natur kurzsichtig und unentschlossen, macht dieser Bub tastende Versuche, aus den vorgelegten Bruchstücken ein sinnvolles Ganzes zu ordnen. Für das Erziehungsheim Effingen, wo dieser Bub erzogen wird, war der 17. August 1945 ein schwarzer Tag. Einer der Zöglinge entdeckte in der Scheune ein Marderloch. Da muß man natürlich hineinschauen. Heimlich wird eine zusammengerollte Zeitung angezündet. Sie soll leuchten. In wenigen Augenblicken steht das ganze Oekonomiegebäude mit allen Vorräten des Jahres in hellen Flammen. Infolge dieser Brandkatastrophe steht die verantwortliche Behörde vor einer finanziellen Notlage und ist auf die Zuweisung privater Mittel angewiesen, wenn die außerordentlichen baulichen Aufgaben sichergestellt werden sollen.

(Pestalozzi)

«Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in Euch selber gereift, so setzt es zu dem, was ich Euch in Wahrheit und Liebe zu geben versuchte, hinzu»

Erziehungsheime, wie sie heute sind



Sehr schön ist es, mitzuerleben, wie gerne und freudig die Kinder im Waisenhaus mithelfen, wie ihnen keine Arbeit zu gering ist; mit welcher Hingabe sie aber auch zur täglichen Singstunde sich zusammenfinden. Es ist wahr, es wird viel von diesen Kindern verlangt, aber dafür besitzen sie auch alle Rechte, die ein Kind in der eigenen Familie hat.



Zwei Ueberrüftige. — Vierzig Jahre nach dem Tode Pestalozzis wurde auf dem Gute seines Freundes Herzog, dem Großvater des Generals, die Meyersche Erziehungsanstalt gegründet. Schon 1817 verhandelten die beiden über die Gründung einer Anstalt in Effingen. Es kam aber nicht dazu. 1825 wurde Pestalozzi Ehrenbürger der fricktalischen Gemeinde.



Der Neuhof ist wohl das lebendigste Denkmal von Pestalozzis Schaffen, denn er erfüllt heute alle Forderungen, die Pestalozzi einst vergeblich durchzuführen trachtete. Junge Burschen, meistens aus zerrütteten Familien stammend, erlernen in ihm einen rechten Beruf. Sie absolvieren eine gute Berufslehre, und es verhält sich so, wie der Leiter des Neuhoofs, Dr. Baumgartner, sagt: «Wenn einer Freude an der Arbeit hat, so ist er nicht mehr gefährdet».

(Aufnahmen Theo Frey, Zürich, E. Wamister, Basel)

Das ist Pestalozzis Neuhof...

Das Gut Neuhof-Birr ist Pestalozzis erste Wirkungsstätte, und auf dem kleinen Dorffriedhof von Birr liegt er auch begraben. Hier begründete er als Neunundzwanzigjähriger seine «Armenanstalt», nahm verdungene Kinder, verkommenes Bettelvolk, schlechtergeratene Jugendliche bei sich auf und versuchte, sie zu ordentlichen, arbeitsamen Menschen zu bilden. Er begegnete aber unerhörten Schwierigkeiten und war schließlich nach Jahren mühseligster Arbeit gezwungen, seine Kinder zu entlassen und die Anstalt aufzulösen. Seit mehr als dreißig Jahren ist nun die Anstalt ihrem ursprünglichen Erziehungszweck wieder zurückgegeben und als «Schweizerisches Pestalozziheim Neuhof» zu dem geworden, was Pestalozzi aus ihr machen wollte: Zu einer «landwirtschaftlich-gewerblichen Kolonie zur Erziehung und Berufslehre, in der mancher gefährdete Jugendliche den Weg zu einem rechten Leben gefunden hat.



Durch Beschlüsse vom 26. Januar 1756 und vom 4. Februar 1757 des Rates der Zweihundert der Stadt und Republik Bern ist das Bürgerliche Waisenhaus eine Stiftung mit der Bestimmung, für die burgerlichen Waisen ein Obdach zu schaffen und für ihre Erziehung einzutreten. 1938 wurde außerhalb der Stadt Bern dieses moderne und vorbildliche Jugendheim gebaut. Hier wohnen die Kinder in hellen, gesunden Räumen.

Vieles wird über unsere Anstalten geschrieben, und nicht immer nur Positives. Im allgemeinen muß aber gesagt sein, daß die Licht- die Schattenseiten bei weitem überstrahlen. Im letzten Jahr durfte der Verein für Schweizerisches Anstaltswesen auf sein hundertjähriges Bestehen zurückblicken, und wer an seiner Entwicklung sich auch ein Bild von der Entwicklung unserer Anstalten machen will, kann einen ganz ungeheuren Fortschritt konstatieren. Früher wollte man nichts anderes, als durch die Anstalt die Oeffentlichkeit schützen vor dem verahrlosten, verschupften Kind; dem Kind an sich schenkte man gar kein Interesse. Pestalozzis Stimme verhallte lange Zeit ungehört, seine Versuche blieben vereinzelt, und erst seinen Nachfolgern — sehr oft waren es Menschen, die selber in solch strengen, unmenschlichen Anstalten aufgewachsen waren — blieb es vorbehalten, den Zögling in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen und für seine Erziehung einzutreten. — Heute sind unsere Anstalten zum großen Teil wirkliche Heime geworden, in denen die Kinder und Jugendlichen zu tüchtigen, wertvollen Menschen erzogen werden. Pestalozzis pädagogisches Vermächtnis hat sich — wenn auch nicht in allen Punkten — so doch weitgehend durchgesetzt, und dauernd arbeiten verantwortungsbewußte Menschen in aller Stille mit Begeisterung und Hingabe dafür, die schweizerische Anstalt zu dem zu machen, was sie nach Pestalozzi sein soll: «Ein Vorbild echter Häuslichkeit, eine Pflanzstätte echten Familiensinns, in der Knaben und Mädchen zu besseren Familienvätern und Hausmüttern erzogen werden.»

